

DER SONNTAG

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Allerlei Humor / ... wenn man trotzdem lacht!..

Eusebius läßt einmal den alten Bauern sagen: „Mein böses Weib ist tot, aber zum Henker, sie fehlt mir an allen Ecken!“ Und in der Tat ergeht es zahlreichen Menschen wie diesem Bauern, daß sie den Wert mancher Dinge erst dann schätzen lernen, wenn sie sie verloren haben. Wer sich dann mit Humor tröstet, ist vergleichsweise noch am besten daran.

Aber was ist überhaupt Humor? Schopenhauer unterscheidet zwischen Scherz, Ironie und Humor. „Einen Witz machen und über ihn zu lachen, ist noch lange kein Humor!“ Das Gebiet des Witzes ist weit und vielfältig. Zwei handfeste Leute führten einen Dieb auf die Wache. Um sich die Langeweile zu vertreiben, spielten sie mit ihm Karten. Aber der Kerl war ein so unverschämter Spieler, daß sie ihn rautenentbrannt hinauswarfen, worauf er selbstverständlich davonlief, berichtet Schopenhauer in seiner Betrachtung über das Lächerliche.

Dieser Witz macht uns zwar lachen, beweist aber keineswegs, daß die beiden Handfesteren Humor besitzen. Oft genug wird Witz mit Humor verwechselt, werden Komiker als Humoristen bezeichnet und Witzblätter als humoristische Blätter. Der Witz zeigt uns die Dinge in greller und verzerrter Beleuchtung, er entzündet sich am Gegenstand und lebt von ihm. Der Humor dagegen ist keine Feuerzunge, sondern eine Eigenschaft. Am treffendsten hat einmal ein Autor gesagt: „Humor ist keine Gabe des Verstandes, sondern des Herzens.“ Der Humor vertritt sich nicht nur mit den tiefen und ersten Lebensauffassungen, sondern steht sie geradezu voraus. Das Lächeln des Humors taucht tief unter die Oberfläche des bloßen Witzes in die Gründe tragischer Erkenntnis. Als den Spartakus bei Thermopylae getötet wurde, der Feinde seien so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, meinte einer von ihnen: „Desto besser! So werden wir im Schatten kämpfen.“

Humor behält auch jener Marquis, der während der großen französischen Revolution in einer düsteren Pariser Gasse einem Föbelhansen in die Arme fiel und sofort am nächsten Morgen im Hofe aufgehängt worden sollte: „Nur zu, sagte er haltblütig. Ich werde deswegen doch nicht heller sehen!“ Dieser humorvolle Auspruch rettete ihm das Leben, denn das Pariser Volk hatte Verständnis für seltsamen Humor.

Und wieviel Humor behubet der arme Sünder, der von seinem Wagen aus, den ein müder Gaul langsam dahinzieht, einem Weibe zuruft, das in höchster Eile zur Nichtstätte eilt und dabei einen Pantoffel verliert: „Nicht so überhastigt, Madame, es' ich nicht da bin, längs' doch nicht an!“ In all dem glänzt irgendwo verborgen eine Träne, und das gerade ist kennzeichnend für den wahren Humor, wie denn auch die bedeutendsten Humoristen nicht selten im täglichen Leben sehr ernsthafte Menschen waren, die keineswegs jeden Morgen mit Gelächter aufstanden, sondern die nach Erkenntnis der Dinge lachten.

Einmal kam Wilhelm Busch zu einem Arzt, der ihn nicht haunte und klagte über einen unüberwindlichen Nimmst und eine an Schwermut grenzende Hypochondrie. Da der Arzt sonst nichts Krankhaftes an ihm finden konnte, empfahl er ihm hellere Lektüre und ganz besonders „Die fromme Helene“. An dieser drastischen Komik lachten sich die Gesunden krank und die Kranken wieder gesund. „Ach, Herr Doktor“, meinte da der Patient, „das kann mir nichts nützen, denn das dumme Zeug habe ich ja selbst geschrieen!“ Das ist Humor, ein Sichnecken mit dem Ernst des Lebens.

Jean Paul hat einmal geäußert: „Der Humor als das umkehrte Erbarmen vernichtet nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Kontrast mit der Idee.“ Bei aller Unklarheit liegt darin doch der richtige Gedanke, daß die Wirkung dieser Waffe darin besteht, den Gegner zu entwaffnen. Durch ein einziges treffendes Wort vermag der Humor den Gegner kampfunfähig zu machen.

Da ist der englische Richter Sir Howard mit seiner Schwägerin auf einem Ausflug ins Innere Marokkos in die Gewalt des Piratenkapitäns Brahound geraten, dessen Mutter von Sir Howard vor Jahren auf das tiefste beleidigt worden war. Brahound ist noch immer entflammt von seinem Haß. Das Leben der beiden Gefangenen hängt nur noch an einem Haß. Aber während sich Brahound mit wilden Worten im Vorgesicht seiner Rache berauscht, bemächtigt sich die lebenswürdige und menschlich kluge Schwägerin seiner Furcht und beginnt still und eifrig ihm die Knöpfe an-

zunähen, da sie es nicht mit ansehen kann, wie ein so statlicher Mann so zerrissen herumläuft. Dadurch aber wird der blutrünstige Kapitän völlig aus der Fassung gebracht und verliert seine Rache. Ein paar Rodelstiche, ein mütterliches Lächeln und die Situation war gerettet.

Die Engländer bemühen sich, den Humor zu pflegen; sie besitzen gewiß gute Karikaturisten; sie haben auch den humoristischen Roman erfunden. Aber der englische Humor ist überlegen-spöttisch und trocken, und nur Shakespeare macht darin eine Ausnahme. Denn sein Humor fließt aus den tiefsten Quellen der Volksweisheit. Er wirkt dadurch befreiend, daß er Komik aufdeckt, wo wir Tragik vermuten. Der Franzose hat weniger Humor, dafür aber den „Esprit“, das geistvolle „bonmot“, um besessenen Willen er immer in der Geschichte als guter Gesellschafter galt. Anders dagegen der deutsche Humor. Trotz seiner Wahrheit und bisweilen auch Bitterkeit läßt er uns die Freude und das befreiende Lachen nicht schal werden. Wahrer Humor wird ja aus dem Schmerz geboren. Freude sind Flügel, Schmerz aber die Sporen unserer Seele. Der Humor, die Heiterkeit der Seele, ist schöpferisch im Sinne der Lebensbejahung und wirkt befreiend auf Herz und Gemüt. Das haben am besten unsere großen Humoristen bewiesen, wie Jean Paul und Wilhelm Raabe, Felix Meiner und Wilhelm Busch. Der Humor Jean Pauls und Raabes ist das Lächeln, das zwischen Tränen auf-

blüht. Meiners Humor quillt unmittelbar aus dem Leben selbst, und sein Inspektor Bräsig ist noch heute das Hausbuch der Familie, in dem man Rat in allen Nöten des Alltags sucht.

Busch selbst nimmt durchaus eine Sonderstellung ein. Kein anderer Humorist hat die Philisternwelt seinerzeit so treffend geschildert wie er selbst, und seine Wahrheiten, die er in klassischer Form geprägt hat, haben auch heute noch volle Gültigkeit.

Man sollte Witz nicht mit Humor verwechseln. Beide sehen zwar die Schwächen und Fehler der Menschen mit klarem Auge, der Witz aber als Feind, der Humor als Freund. Beim Witz überwiegt die betrachtende Seite, beim Humor die betrachtende Person. Der Witz reizt die Wunde und verhindert ihre Heilung, der Humor dagegen heilt. So wird denn der Humor zugleich einer unserer größten Wohltäter. Deshalb schätzen wir am meisten die kluge Selbstironie des Weisen, der auf die eigenen Fehler herabblinzelt und sie mit einem Lächeln besser zu tragen weiß.

Wenn die Tragik den Menschen erschüttert, so rüttelt der Humor ihn zur höheren Erkenntnis der Wirklichkeit und wird so zur heilsamen Medizin der Seele, indem sie ihn zur Lebenskunst erzieht.

Wirkliche Lebenskünstler sind aber nur jene, die sich inmitten der vielfältigen Erscheinungen des Lebens zu behaupten wissen und die über den Alltönllichkeiten des Lebens stehen, mit dem Gefühl für Humor gepanzert. Fähig, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind.

Die Jugendjahre einer Kaiserin

Es ist noch nicht sehr lange her, da nahm man ein literarisches Werk, das sich „Lebensbuch für junge Mädchen“ nannte, nur mit einem gewissen Widerstreben zur Hand, weil man fürchten mußte, es mit einem mehr oder minder lebensfremden pädagogischen Traktat zu tun zu haben. Seit geraumer Zeit hat sich auf diesem Gebiet eine nützliche Wandlung vollzogen. Es gibt heute schon eine ganze Reihe sehr schöner Jungmädchenbücher. Diese Reihe wird durch ein — auch bibliographisch — ausgezeichnetes Bändchen erweitert, das vor kurzem unter dem Titel „Wege und Ziele“ im Verlag Josef Müller, München, erschienen ist (Preis gebd. 3,20 M.). Eine Anzahl bestbekannter Namen lesen wir unter den Autoren des Buches. Wir erwähnen hier nur die Dichter Gintley, Jerfaulen und Berthold Klum; Dolores Bleser, Carl Linhofer, Fanny Widmer-Becht, Maria Veronika Rudolph u. a. haben aus dem reichen Schatz ihres Schaffens Erzählungen zugewendet. Die Welt der Pädagogik und Pädagogik ist u. a. mit Peter Pippert, Otto Karrer und Dr. Alois Wurm vertreten. Die kleine Auswahl mitteilbarer Autoren genügt wohl schon, um die Art und das Niveau des Buches zu charakterisieren, das seine Lesefinnen auf Höhenwegen führen will, auf Wegen, die aber dennoch mitten durch die Welt der Jugend führen, das es sich zum Ziel gesetzt hat, seine Freundinnen zu echten kraftvollen und mit offenem Blick in die Welt schauenden, deutschen Mädchen zu formen. Heinrich Becker.

Elene v. Genshoff hat dem schönen Buch einen Beitrag „Aus den Kinder- und Jugendjahren berühmter Herrscherinnen“ gewidmet. Wir veröffentlichen den Teil des Beitrages, der sich mit der Kaiserin Maria Theresia beschäftigt.

Maria Theresia.

Über die Jugendjahre, die Kindheit Maria Theresias sind wir weniger genau unterrichtet als über Entwicklungsjahre anderer Herrscherinnen. Vielleicht weil Maria Theresia in all ihrer Größe gleichsam „normaler“ ist als Elisabeth von England oder Christine von Schweden: eine glückliche Frau, eine glückliche Mutter, eine glückliche Großmutter hatte sie gar keine Zeit, über sich selbst zu schreiben, wie es Christine im Alter versuchte, überhaupt sich viel mit sich selbst zu beschäftigen. Auch ihre Kindheit ist „normal“: Eltern, die sie lieb, Schwester, mit denen sie aufwuchs. Man erzählt sie nicht zum

Wunderkind wie Christine, und sie bedarf in harmonischer Umgebung nicht frühreifer Beobachtungsgabe und Verstellungskunst wie Elisabeth.

Als Tochter des letzten männlichen Habsburger Kaisers Karl VI. und seiner anmutigen und lebenswürdigen Gattin Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel wurde sie am 13. Mai 1717 in der Wiener Hofburg geboren, und noch am gleichen Abend vollzog der Bischof von Wien die Taufhandlung. Das feierliche spanische Zeremoniell kam dabei zu voller Geltung; es gibt noch genaue Beschreibungen von der feierlichen Ausstattung der sogenannten „Mitternachts“ mit gewirkten Tapeten, Kristallwandleuchtern, dem großen Baldachin von Goldstoff über dem Altar, dem silbernen Taufbecken, in dessen Taufwasser fünf Tropfen aus dem Jordanflusse getan waren, den rotfarbenen und goldbrokatnen Seiden und Gefäßchen, die für die kaiserliche Familie herbeifanden, für den Kaiser, der in seinem ganzen Wesen den Ernst der spanischen Hofformen ausdrückte, der auch seiner Tochter den Namen der größten spanischen Heiligen, Theresia, geben ließ, für zwei kaiserliche Witwen, deren schwarze Kleider von Diamanten strahlten, für die verstorbenen Erzherzoginnen in „goldenen Kleidern“.

Auf einem weißen Atlaslaken wurde die „ungeborene Frau“ von der Ketschgräfin Thurn aus dem Schloßmutter der Kaiserin geholt; über die Taufe hielt sie die Großmutter, Kaiserin Eleonore. — Über diese Taufe geht doch nicht der Thronfolgerin. Dem Kaiserpaar war vor dieser Tochter schon ein Sohn geboren worden, der klein starb; es folgten noch zwei Töchter, und die Hoffnung auf einen Thronerben blieb weiter bestehen, wenn auch das Erbfolgerecht für die Habsburger Töchter bereits durchgehebt worden war. — Wenn die Hofeitelkeit für das höhere Leben in voller Kraft blieb, gestaltete sich doch das Familienleben in Wien ungezwungener, einfacher und eher etwas „bürgerlich“.

Maria Theresia hat Mutterliche nicht zu entbehren brauchen; auch von ihren Hofmeisterinnen erfuhr sie, wie es scheint, wirkliche Zuneigung, denn mit großer Dankbarkeit hing sie an der Gräfin Fuchs, die sie nachmals zu ihrer Hofmeisterin machte und deren Tod dann der Kaiserin so naheging, daß sie alle Empfänge absagte und die Tote als einzige Fremde unter den Habsburgern in der Kapuzinergruft beisehen ließ. Den wissenschaftlichen Unterricht erhielt sie durch Barres

Karneval der Träume

Plauderei am Wochenende

Von Marabu.

Es waren einmal ein paar niedliche Schleimhäute zwischen Rachen und Nase, mit denen war ihr Besitzer sehr zufrieden. „Meine Schleimhäute sind erfreulicherweise zuverlässig“, pflegte er zu sagen. „Sie geben jeden Tag ein paar Tropfen Schleim, nicht zu wenig und nicht zu viel, mehr kann man sich für sein Wohlbefinden nicht wünschen.“

In der Tat, der Mann hatte recht. Denn was wäre der Mensch ohne jene Schleimhäute des Mundes und der Nase? Hitze und Kälte würden ihn noch viel ärger peinigen, die Speisen würde er schlechter verdauen und vielleicht überhaupt nicht schmecken, der Schutz seines Inneren gegen Schädigungen von außen wäre viel mangelhafter. Also hatte jener Mann schon recht, seine Schleimhäute zu loben.

Die Schleimhäute aber waren mit diesem Lob keineswegs zufrieden. „Jeden Tag ein paar Tropfen Schleim?“ wiederholten sie ingrimig. „Das ist ihm wohl nicht genug? Doch das kann er leicht anders haben.“ — Und sie begannen ihre Produktion zu steigern, erst allmählich, dann laminarartig. Schließlich erzeugten sie jeden Tag einen Zentner Schleim. Und sie waren sehr stolz darauf.

Der Mensch aber, der diese Anstrengung unbewußt verschuldet hatte, ging an der Großmannsucht der Schleimhäute beinahe zugrunde. Mit Taschentüchern und Papieraugern, mit Husten und Niesen und Schnupfen von allerlei beruhigenden Mitteln suchte er sich zu helfen.

Die Schleimhäute aber gaben das Spiel nicht eher auf, als bis sie selbst auf das äußerste erschöpft waren und froh sein mußten, täglich statt der unerlangten Zentner die erwünschten paar Tropfen Schleim zu liefern.

Erlebnis im Februar

Warum ich das erzähle? Nun, wahrhaftig nicht, um auf das wahre Märchen eine Ruhanwendung folgen zu lassen etwa der Art: Wenn einer sozusagen zu den Schleimhäuten zu rechnen ist, dann muß er sich weises Verhalten angelegen sein lassen, andernfalls er seinen Mitmenschen nur zum Abscheu und Ekel wird. Das wäre auch nur so eine dünne moralische Ruhanwendung, wie solche Ruhanwendungen von Märchen nach dem Muster der, ach, so weisen „Aufklärung“ des 18. Jahrhunderts ja dünn zu sein pflegen.

Nein, ich erzähle das Märchen, um mich vor meinen Lesern zu entschuldigen, daß ich keinen Hofbericht für den Prinzen Karneval zum Faschingssonntag schreiben kann. Dazu nämlich muß man selbst wieder einmal etwas Faschingsbetrieb mitgemacht haben: Davon aber bin ich weit entfernt. An Stelle einer Maske trage ich ständig ein Taschentuch vor dem Gesicht, an Stelle eines Kostüms einen dicken Schal um den Hals und an Stelle eines letzten Lächelns eine schwere Grippe zur Schau. Ich belle wie eine wildgewordene Schar von Grönlandhunden, so daß bei meinem Rachen sämtliche Rachen in der Straße erschreckt die Fassaden hinauf flüchten. In der Nacht aber schlafe ich nicht, wie andere Christenmenschen und ich es in gefunden Tagen zu tun pflegen, sondern habe zwischen Erstickenansfällen schlechte Träume.

Das Märchen vom Größenwahn der Schleimhäute ist also für mich peinliche Wirklichkeit. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Male. Ich weiß jezt Bescheid. Ich redigierte ja nun seit Jahren eine Totentafel für einen Kalender. Früher habe ich mich immer gewundert, daß so viele Menschen gerade im Februar und im November sterben. Allmählich habe ich es begriffen. Und was meine Stelle anbetrifft, die ich künftig einmal in jener Tafel einnehmen mag, so mache ich mir zwar nicht an, den Tag noch die Stunde zu wissen, wohl aber den Monat: November oder Februar.

Mondlinie der Nacht

Uebrigens käme ich gar nicht auf den Gedanken, das alles zu erzählen, wenn nicht jene seltsamen Träume wären, die ich eben erwähnte. Gewöhnlich nämlich träume ich überhaupt nicht, ja ich habe mich oft unter Kameraden der Eigenschaft gerühmt, daß jene unterirdische Leitung zum Ueberirdischen, die für so viele noch im 20. Jahrhundert der Traum bedeutet, bei mir einfach nicht vorhanden sei. Nun aber, da der Abdruck von den Atmungsorganen her mich glücklich auch zum Traumbuch gemacht hat, will ich meine Beobachtungen des Seltenheitwertes halber aufzeichnen. Ich warne aber vorher die Traumbreiter, die sich etwa versucht fühlen könnten, aus meinen Träumen Alefinaes herauszulesen. Nichts als ein schnurriges Talefodshop von Erlebnissen des Tages ist eine solche Träumerei.

Wenn man nachts wach liegt, dann verlieren alle Dinge ihr Gewicht und erhalten eine völlig neue Bedeutung. Zunächst einmal die Zeit. Nervöse Menschen, die dann alle zwei Minuten Licht machen, weil sie glauben, daß schon wieder eine Stunde vergangen sei, liefern den besten Beweis dafür. Die stolze Zeit, die wir in unseren glücklichsten Stunden so gern zur Ewigkeit verlängern